

Buchbesprechungen

Wolfgang Kimmig, *Das Kleinaspergle. Studien zu einem Fürstengrabhügel der frühen Latènezeit bei Stuttgart*. Mit Beiträgen von Elke Böhr, Peter Heinrich, Majolie Lenerz-de Wilde, Ulrich Schaaff, Brian B. Shefton und Berta Stjernquist. *Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg* 30 (Konrad Theiss Verlag, Stuttgart 1988) 347 S., 152 Abb., 42 Taf. Leinen, 115,-

Weder von Schatzgräbern geplündert noch Dilettanten in die Hände gefallen, war das Kleinaspergle lange das einzige planmäßig ausgegrabene und mit geschultem Verstand dokumentierte Frühlatène-Fürstengrab. Damit nicht genug, hat dieser Fund Paul Jacobsthal zu seinen bis heute unübertroffenen Studien zur Latènekunst angeregt. Um so unverständlicher, daß man bis vor kurzem zu Lindenschmits „Alterthümern unserer heidnischen Vorzeit“ zu greifen pflegte, wenn man sich über den Fund und die Fundumstände zusammenhängend informieren wollte. Diesem Zustand ist nun abgeholfen: Über 100 Jahre nach seiner Ausgrabung durch O. Fraas hat das Kleinaspergle durch W. Kimmig die längst verdiente Monographie erhalten.

Die klar und einleuchtend gegliederte Arbeit beginnt mit einem Kapitel des Herausgebers, das den Befundkontext rund um den Hohenasperg darstellt, die Geschichte der Ausgrabung des Kleinaspergle sowie die Rolle dieses Grabfunds in der Forschungsgeschichte schildert (17–60) und mit einer kritischen Analyse des überlieferten Grabungsbefunds schließt (61–83). Das nächste Kapitel – zugleich das umfangreichste – beschäftigt sich mit den Funden und ihrer kulturgeschichtlichen Einordnung (87–225). Daran haben neben W. Kimmig noch B. Shefton, B. Stjernquist, E. Böhr, U. Schaaff und P. Heinrich mitgewirkt. Unter der Überschrift „Allgemeine Beiträge“ vereinigt das dritte Kapitel „Ornamentstudien“ aus der Feder von M. Lenerz-de Wilde (229–257) und eine knappe Studie W. Kimmigs „Zur Funktion der Grabausstattung in reichen Gräbern der Späthallstatt- und Frühlatènezeit“ (258–265). Im vierten Kapitel schließlich untersucht W. Kimmig die Stellung des Kleinaspergle im Mitteleuropa des 5. vorchristlichen Jahrhunderts (269–287). Diese kompakte Darlegung der Ergebnisse wie der darin enthaltenen Probleme ist vor allem jenen zur aufmerksamen Lektüre empfohlen, denen die Zeit fehlt, das ganze Buch durchzuarbeiten. 25 Exzerpte aus einschlägigen Veröffentlichungen der Jahre 1879–1979, ein umfangreiches Literaturverzeichnis und ein knapper, nur auf die Fundstücke des Grabes bezogener Index schließen den rund 340 Seiten starken Textteil ab. Mit 152 Abb., 40 Foto- und 2 Strichzeichnungstafeln ist der Abbildungsteil entsprechend bemessen. Allerdings ist zu bedauern, daß nicht alle Funde in guten neuen Zeichnungen dargeboten werden. Dennoch kann keine Frage sein, daß diese Monographie alle vorangegangenen Publikationen über das Kleinaspergle weit in den Schatten stellt.

Grab- und Bestattungssitte, Tracht- und Beigabensitte sind zwar nicht in eigenen Kapiteln abgehandelt, werden aber ausführlich erörtert: Grab- und Bestattungssitte vor allem im Abschnitt: „Der Grabungsbefund“, Tracht- und Beigabensitte in dem Kapitel „Die Funde und ihre Auswertung“ und im Abschnitt „Zur Funktion der Grabausstattung in reichen Gräbern der Späthallstatt- und Frühlatènezeit“. Das Hauptgewicht des Buches liegt jedoch auf der formenkundlichen Analyse und der typologisch-stilgeschichtlichen Einordnung der Fundstücke aus dem Grab.

Zur Grabsitte faßt Kimmig das Bekannte zusammen, einschließlich der 1965 von Zürn veröffentlichten Nachuntersuchung: Das Fürstengrab ist eine Nachbestattung in einem von einem Kreisgraben umgebenen großen Hügel, dessen Zentralbestattung längst ausgeraubt war. Ob der Hügel in einem Zug oder in verschiedenen Etappen aufgeschüttet wurde, bleibt fraglich, ebenso der zeitliche Abstand zwischen den Bestattungen. Kimmig plädiert für eine Datierung der ausgeraubten Zentralkammer ebenfalls in die Frühlatènezeit, doch gerät seine Argumentation durch einen neuen Befund aus Gosheim, Kr. Tuttlingen, ins Wanken (vgl. J. Klug, in: *Arch. Ausgr. Baden-Württemberg* 1987, 78–81). Seine Argumente für ein sukzessives Wachsen des Hügels überzeugen jedoch.

Über die Bestattungssitte hatte der Ausgräber O. Fraas mitgeteilt: „So ziemlich in der Mitte der Kammer lag ein Häufchen weißer Asche und calcinierter menschlicher Knochen“ (vgl. *AuhV* 3,12). So war man sich stets sicher, daß eine Brandbestattung vorliegt, bis O. Paret den von O. Fraas angeführten Leichenbrand für kalzinierte Koralle erklärte. Wie unhaltbar Paret's Ansicht jedoch ist, kann Kimmig klar aufzeigen. Wichtig und richtig sind seine anschließenden Ausführungen zur Sitte der Brandbestattung im Kreis der Latènefürstengräber. Daß vor allem westlich des Rheins zahlreiche frühlatènezeitliche

Fürstengräber Brandgräber sind – ganz im Gegensatz zu den Fürstengräbern der späten Hallstattzeit – wird oft nicht genügend wahrgenommen. Wenn dabei immer wieder bronzenes Tafelgeschirr als Leichenbrandbehälter Verwendung findet, so ist Kimmig darin zuzustimmen, daß die letztlich hinter den Bronzegefäßen stehenden, mit dem Totenritual verbundenen Trinkzeremonien nicht mehr bekannt waren.

Einzig bildliche Quelle zur Position der Beigaben und Trachtbestandteile ist der vom Sohn des Ausgräbers gezeichnete, bereits mehrfach publizierte und hier wieder in einer schönen Farbtafel abgebildete Plan der Grabkammer. Der im ersten Kap. vorgebrachten Fundkritik ist allerdings zu entnehmen, wie vorsichtig im einzelnen dieses Aquarell von der Hand des jüngeren Fraas zu verwenden ist. Zwar dürfte die Darstellung als N-S-orientierte Holzkammer mit den an der Ostwand aufgereihten Gefäßen im wesentlichen zutreffen. Aber die angegebene Lage des Leichenbrandes, des Armrings, des Gürtelhakens, der Goldscheibe und vor allem jener Goldbänder, für deren Interpretation als weitere Trinkhornbeschlüge es heute zahlreiche Anhaltspunkte gibt, stimmt nicht immer zu dem, was Fraas sen. schriftlich dazu geäußert hat. Für die klare Darlegung der Widersprüche und Probleme in der Dokumentation des Unternehmens ist man dankbar, weiß man doch nun, worauf man sicher bauen kann und wo die Dokumentation weitreichende Schlüsse nicht trägt.

Die Beigaben beschränken sich auf ein – allerdings opulentes – Trinkservice, das gleichwohl nur für zwei Personen gedacht sein kann. Seit der Endphase der Hallstattkultur ist diese Ausstattung geläufig (Vix) und sie bleibt es im Zentrum der frühen Latènekultur (Armsheim, Dörth-Wald Gallscheid, Schwarzenbach I, Reinheim u. a.). Nicht zu Unrecht denkt Kimmig an eine symposiastische Trinksitte, ohne damit mehr als eine Möglichkeit anzudeuten.

An Trachtbestandteilen sind ein Armring aus Saproplit, ein unverzierter eiserner Gürtelhaken und die meist damit verbundene, nun aber zu Recht davon getrennte Goldscheibe vom „Typ Weiskirchen“ vorhanden. Eine Fibel fehlt, unklar bleibt die Funktion einer kleinen Goldscheibe und eines goldplattierten Bronzestäbchens, die bei der ersten Restaurierung im 19. Jahrhundert ohne hinreichenden Grund zu einem Sieblöffelchen zusammengesetzt worden waren.

Fehlende Waffenbeigabe hat von jeher die archäologische Geschlechtsbestimmung zu „weiblich“ tendieren lassen, nur P. Jacobsthal, der A. Langsdorff noch 1929 in der gemeinsamen Schrift über die Bronzeschnabelkannen von einem Frauengrab sprechen ließ, hat sich erstmals 1934 in seinem Aufsatz über einige Werke keltischer Kunst gegen eine solche Deutung gewandt. Kimmig beschäftigt sich intensiv mit dieser Frage, kommt jedoch zu keinem festen Urteil (vgl. S. 73 ff. – „gesicherte Geschlechtsbestimmung nicht zu gewinnen“; S. 83 – „nach vorsichtiger Abwägung aller Indizien [. . .] eine Frau“; S. 271 – „scheint die Summe der Indizien eher auf einen Mann [. . .] zu weisen“). Dabei ließe sich die Befundlage durchaus eindeutig interpretieren, wenn klarer unterschieden würde 1. zwischen hallstatt- und latènezeitlichen Befunden und 2. zwischen den Regeln und der Ausnahme. Der Goldhalsring als Indikator für ein Männergrab gilt nämlich genaugenommen nur bis Ha D₂. Mit Vix und Wallerfangen kommen in Ha D₃ erstmals Frauengräber mit Goldhalsreifen vor – bezeichnenderweise sind das Typen, die in Männergräbern nie auftauchen. Seit Latène A kommt der Goldhalsring in keinem sicheren Männergrab mehr vor. Der Goldschmuck des „fürstlichen“ Mannes besteht nun, wie Haffner dargetan hat, entweder aus einem Goldarmring oder aus einer Schmuckscheibe vom Typ Weiskirchen. Das Fehlen eiserner Waffen besagt in diesem Zusammenhang nicht allzu viel, denn solche wurden zum Beispiel auch in Theley nicht geborgen, weil sie total verrostet waren.

Während ein mehr oder weniger reiches Trinkservice für zwei Personen in Männer- wie in Frauengräbern angetroffen wird, sprechen die Trachtbestandteile klar für einen Mann. Zwar kommen durchbrochene dreieckige Gürtelhaken ausnahmsweise einmal in einem Frauengrab vor (La Motte Saint Valentin, Worms-Herrnsheim), die Masse der Funde, zumal der eisernen, stammt aber aus Männergräbern, meist mit Waffe; Goldscheiben vom „Typ Weiskirchen“ wurden bisher niemals in Frauengräbern beobachtet, und ein einzelner Armring, links getragen, ist geradezu kennzeichnend für reich ausgestattete Männergräber. Wenn nicht zufällig mehrere gut erkennbare Regeln der Trachtsitte für das Fürstengrab vom Kleinaspergle mißachtet wurden, dann bleibt es, wie Jacobsthal 1944 formuliert hat, beim „Herrn von Kleinaspergle“.

In zehn Abschnitte gliedert sich das zweite Kapitel. Hier stößt der Leser auf zahlreiche neue Erkenntnisse, die sich aus einer neuerlichen Restaurierung der Funde in den Werkstätten des RGZM ergeben haben. Es beginnt mit einem Paukenschlag: Die berühmte Schnabelkanne hat ihre altvertraute, etwas pummelige Gestalt aufgegeben und zeigt nun die gleiche schlanke Silhouette wie die Kannen vom Dürrnberg, Grab 112, und von Basse-Yutz. Obwohl der Kannenboden nicht erhalten ist und die Körperhöhe nicht sicher feststeht, ist die neue Rekonstruktion aufgrund der Analogien überzeugend.

Im zweiten Abschnitt stellt B. Shefton den ebenfalls erneut restaurierten etruskischen Stannos mit den heute bekannten Gefäßen dieses Typs in Italien und Mitteleuropa zusammen. Für die Erfassung und katalogmäßige Aufbereitung des verstreuten Materials muß man dem Autor dankbar sein. Aller Mühe zum Trotz blieb es ihm jedoch versagt, den Datierungsspielraum für den Kleinaspergle-Stannos so weit einzuengen, daß sich damit für die Datierung des Grabes argumentieren ließe.

Den dritten Abschnitt hat W. Kimmig dem großen Bronzebecken gewidmet. Dessen neuerliche Restaurierung führte zu dem erstaunlichen Befund, daß in die alte Rekonstruktion etwa ein Dutzend Blechteile eingearbeitet waren, die von einem weiteren, leider nicht mehr rekonstruierbaren Gefäß stammen müssen. Das aus einem Blech getriebene, antik geflickte Becken ist nunmehr etwas flacher. Die Frage, ob aus dem Süden importiert oder in Mitteleuropa hergestellt, läßt sich derzeit kaum lösen.

Zur Rippenciste bietet B. Stjernquist im vierten Abschnitt eine griffige, aktualisierte Zusammenfassung ihrer vor 20 Jahren gewonnenen Auffassungen. Sie bringt aber auch überraschend Neues – allerdings zu Ludwigsburg-Römerhügel, was in diesem Zusammenhang nicht unbedingt zu erwarten ist.

Mit besonderem Gewinn ist der fünfte Abschnitt zu lesen – Elke Böhrs Abhandlung über die griechischen Schalen mit einem Beitrag von U. Schaaff zu deren antiken Reparaturen. Die Argumentation ist klar, die vorgebrachten Gründe für die Zuweisung beider Schalen an eine Werkstatt und die Datierung um 450 sind einleuchtend und annehmbar. Allerdings hat der Rez. nur mit Wehmut Abschied nehmen können von der Lindenschmit'schen Rekonstruktion des aufgelegten Latèneornaments. Gewiß ist U. Schaaff recht zu geben, daß nach der neuen Restaurierung nur noch 100% sicherer Bestand die Schalen ziert, aber schade ist es doch um die schöne Fiktion, zumal, wenn man bedenkt, was sie einst in Paul Jacobsthal ausgelöst hat.

Im sechsten Abschnitt befaßt sich W. Kimmig mit den goldenen Trinkhornbeschlügen. Den komplizierten technischen Aufbau eines der beiden Trinkhornenden schildert P. Heinrich. In diesem Zusammenhang gibt Kimmig einen sehr instruktiven Abriß der Geschichte des Trinkhorns im prähistorischen Europa, der entgegen seiner Ankündigung keineswegs nur einen Auszug wiedergibt, sondern das Wesentliche bringt. Wenn er allerdings unter dem Einfluß P. Jacobsthals die Existenz etruskischer Trinkhörner leugnen möchte, so finden sich dafür kaum triftige Gründe. Das ältereisenzeitliche Trinkhorn aus Satricum, Grab 2, ist Kimmig wohlbekannt, die vorgeschlagene Deutung der Elfenbeinhörner aus Praeneste und Populonia als Hifthörner durch nichts gesichert. Dagegen sind in klassischer und hellenistischer Zeit Trinkhörner bei der Darstellung dionysischer Szenen in Etrurien nichts Ungewöhnliches.

Der siebente Abschnitt gilt der goldenen Zierscheibe vom Typ Weiskirchen. Zu Recht verwirft Kimmig die ältere Deutung der Scheibe als Gürtelhakensmuck. Haffner folgend, betont er ihre Funktion als Statussymbol hochrangiger Krieger – wenn auch gerade das Kleinaspergle keine Waffe erbracht hat. Für die mögliche Trageweise ist der Hinweis auf Mittelitalisches interessant.

Im achten Abschnitt nimmt Kimmig das goldene „Löffelchen“ auseinander, läßt allerdings die Frage, worum es sich bei dem „Stiel“ und der „Schale“ des vermeintlichen Löffels wirklich handelt, offen. Rez. bekennt, daß ihm zu dem „Stiel“ auch nichts Brauchbares einfallen will, die „Schale“ jedoch, deren Verwandtschaft mit der goldenen Rundscheibenfibel vom Uetliberg auch von Kimmig gesehen wird, könnte nach Auffassung des Rez. mit 3,8–3,9 cm Durchmesser sehr wohl als Goldblechbelag einer Scheibenfibel in Frage kommen – zumal eine Fibel in dem Grab noch schmerzlich vermißt wird.

Der eiserne Gürtelhaken ist im neunten Abschnitt behandelt. Gerade diesem Stück hätte man eine moderne Restaurierung gewünscht – sie unterblieb bisher. W. Kimmig beschreibt die dreieckige Hakenplatte als glatt und unverziert – was für diesen Typ singulär wäre.

Im zehnten und letzten Abschnitt des zweiten Kapitels beschäftigt sich W. Kimmig mit dem Armring, dessen Material einmal als Lignit, dann als Sapropelit bezeichnet wird. Die typologisch-chronologische Einordnung folgt den Arbeiten O. Rochnas.

Das dritte Kapitel beginnt mit den „Ornamentstudien“ M. Lenerz-de Wildes. Im wesentlichen verfolgt sie den mit ihrer Dissertation eingeschlagenen Weg, geometrischen wie floralen Ornamentfiguren und -mustern eine Zirkelkonstruktion unterzulegen. Damit zeigt sie eine prinzipielle Möglichkeit der Formerfindung auf, bleibt aber im Einzelfall den Beweis schuldig, daß es tatsächlich so gewesen ist. Entscheidend ist doch, ob der Künstler das Motiv bereits im Kopf hatte, als er hier und da zum Zirkel griff, um gewisse Proportionen festzulegen, oder ob sich das Muster erst aus dem Spiel mit dem Zirkel ergeben hat. Angesichts der unübersehbaren Diskrepanz zwischen theoretischem Postulat und tatsächlichem Resultat – man vergleiche dazu nur die Zirkelkonstruktion der goldenen Schmuckscheibe Abb. 144,2 mit der wirklichen Scheibe Abb. 144,1 – stellen sich mitunter Bedenken ein.

Unter dem Titel „Zur Funktion der Grabausstattung in reichen Gräbern der Späthallstatt- und Frühlatènezeit“ befaßt sich W. Kimmig ausschließlich mit der Gefäßbeigabe. Trotz der unbefriedigenden Quellenlage kann er zeigen, daß noch in Ha D₂ (Hochdorf, Kapel) die beigegebenen Gefäße für das Festmahl einer größeren Gesellschaft berechnet waren, seit Ha D₃ (Vix) dagegen für ein Zechgelage zu zweit – wobei es in der Frühlatènezeit blieb (z. B. Dörth-Wald Gallscheid, Schwarzenbach I, Kleinaspergle, Reinheim). Allerdings muß hier angemerkt werden, daß in den reichen Frühlatènegräbern von der Champagne bis zum Dürrenberg die Sitte der Speisebeigabe durchaus weiterlebt. Was sich grundlegend ändert, ist die Reduzierung des Gefäßsatzes auf das für zwei Tischgenossen Notwendige – sieht man einmal von dem peripher gelegenen Kriegergrab von Liebau mit seinen vier Terrinen und fünf Schalen ab.

Im zusammenfassenden Schlußkapitel verfolgt W. Kimmig das Ziel, die Stellung des Kleinaspergle im Mitteleuropa des 5. Jahrhunderts v. Chr. herauszuarbeiten. Den präzisesten Anhaltspunkt für die Datierung des Grabes bieten ihm die beiden attischen Schalen. Es gelingt trotz des Hinweises auf das Ende der Heuneburg nicht, deren Laufzeit bis zur Niederlegung verlässlich abzuschätzen. Selbst Gegenstand der Diskussion, trägt das Enddatum der Heuneburg zur Lösung des Problems nichts bei. Statt gleich auf ein absolutes Datum aus zu sein, wäre es sicher gut gewesen, zuerst die relativchronologische Stellung des Kleinaspergle innerhalb der Gruppe der Frühlatènefürstengräber zu untersuchen. Dann hätte sich nämlich gezeigt, daß dieses Grab nicht zur ersten Generation der Frühlatènegräber gehört. Diese liegen ausnahmslos in Gebieten, auf die zur Hallstattzeit bloß ein schwacher Abglanz der an Donau und Neckar entfalteten Pracht gefallen war – in Eifel und Neuwieder Becken, Rheinhessen und Rheinpfalz. Die gebührende Würdigung dieses Sachverhalts hätte wahrscheinlich manche der anschließenden Überlegungen zur Entstehung des Latènestils in andere Bahnen gelenkt. Kimmig plädiert im Sinne von F. Fischers „Protolatène“ für eine „Experimentierphase“, während der an den Fürstensitzen der Späthallstattkultur Anstrengungen unternommen wurden, den Hallstattstil zu überwinden und den Latènestil zu schaffen. Diese Umbruchphase, gekennzeichnet durch „Prototypen, die den gleitenden Übergang zum frühen Latène illustrieren“, legt er in Zeitstufe Ha D₃.

Unbestreitbar wurde in der Endphase der Hallstattkultur manches auf den Weg gebracht, das die entstehende Latènekultur mitgeprägt hat. Es ist jedoch die Frage, wie der Mechanismus dieses Prozesses ausgesehen hat. Mit anderen Worten: welches waren die treibenden Kräfte, die in der Kunst neue Normen durchzusetzen vermochten? Man muß sich doch ganz klar machen, daß es von der Hallstatt- zur Latènekunst keine „Entwicklung“ gibt. Der Latènestil war nicht bereits im Hallstattstil in nuce enthalten und brauchte nur noch entwickelt zu werden, sondern er ist dessen Antithese, ein ästhetischer Gegenentwurf. Soll man wirklich annehmen, daß diese künstlerische Revolution in den Zentren der Hallstattkultur stattfand, sich aber nicht dort, sondern in einem zuvor künstlerisch unproduktiven Gebiet durchsetzte und dann in das zur Hallstattzeit führende Gebiet zurückwirkte? Wenn man sich von verschiedenen anstehenden Lösungsmöglichkeiten für die kompliziertere entscheidet, muß man schon begründen, warum man diese trotzdem für die plausiblere hält. Aber die Alternative – die Entstehung des Latènestils zusammen mit anderen kulturellen Veränderungen abseits der südwestdeutsch-schweizerischen Hallstattzentren – wird gar nicht diskutiert, weil, wie gesagt, die Frage nach den ältesten Gräbern, in denen sich das Neue manifestiert, nicht gestellt wird.

Eine Umschau unter den Fürstengräbern der Frühlatènezeit ergibt, daß dem Kleinaspergle das erste Grab von Schwarzenbach am nächsten steht. Beide sind Brandgräber, beide enthalten kostbares Importgeschirr, jedoch nicht die übliche etruskische Schnabelkanne, beide Male ist ein Trinkhornpaar überaus reich mit Gold verziert, in beiden kommen goldblechverzierte Schalen vor. Auch zu Schwarzenbach, Grab 2 gibt es Beziehungen. Der Stil des Kannenhenkels aus dem Kleinaspergle findet sich im Goldarmring aus Schwarzenbach 2 so treffend realisiert, daß M. Lernerz-de Wilde an einen „Werkstattkreis“ denkt. Nun gehören aber die Gräber von Schwarzenbach sicher nicht zu dem ältesten Horizont der Latènefürstengräber, den A. Haffner zutreffend mit Worms-Herrnsheim, Hillesheim (Oberwallmenach,) Theley und Wallscheid umschrieben hat und zu dem noch die Wagengräber 1 und 3 aus Mühlheim-Kärlich zu rechnen sind. Daraus ergibt sich für das Kleinaspergle eine Datierung in ein mittleres Latène A. Als Beispiel für einen kontinuierlichen Übergang von Hallstatt- zu Latèneformen in Südwestdeutschland scheidet das Grab damit aus.

Dieser eine Kritikpunkt kann das Verdienst der besprochenen Arbeit nicht schmälern. Dem Herausgeber und seinen Mitautoren ist es zu danken, daß wir nach langer Zeit über einen der bedeutendsten Grabfunde der Frühlatènezeit endlich eine substanzreiche Publikation in Händen halten. Vieles ist nun ein- für allemal gesagt. Und wo es weiterer Diskussion bedarf, kann sich die vorliegende Arbeit rühmen, die Grundlage dafür geliefert zu haben.

Rudolf Echt, Saarbrücken

Hans-Helmut Wegner, Die latènezeitlichen Funde vom Christenberg bei Münchhausen, Kreis Marburg-Biedenkopf. Materialien zur Vor- und Frühgeschichte von Hessen Bd. 6 (Landesamt für Denkmalpflege Hessen, Wiesbaden 1989) 204 S., 109 Taf. Leinen.

Das vorliegende Werk stellt eine überarbeitete Marburger Dissertation von 1973 dar, die – bis 1977 ergänzt – erst zwölf Jahre danach veröffentlicht werden konnte. Schon zum damaligen Zeitpunkt bestand ihr besonderer Wert darin, daß ein wichtiger, neu gegrabener Frühlatèneplatz monographisch vorgelegt, der Erkenntnisbereich älterer Arbeiten wesentlich erweitert wurde (so z. B. H. Behaghel, Die Eisenzeit im Raume des Rechtsrheinischen Schiefergebirges [1943]; K. Peschel, Die vorgeschichtliche Keramik der Gleichberge bei Römhild in Thüringen [1962]).

Entgegen seinem ursprünglichen Ziel, das Fundmaterial der hessischen Eisenzeitburgen zu bearbeiten, verlegte Wegner seinen Forschungsschwerpunkt also auf den Christenberg, als dort von 1964 bis 1970 (nach Aussage S. 101) oder 1971 (nach Aussage S. VII) gegraben wurde, ohne daß er das erstgefaßte Thema aus den Augen verlor. Inzwischen stellt der Christenberg aber nurmehr eine besonders wichtige Facette hessischer Vorgeschichtsbefestigungen dar, weil verstärkte Siedlungsforschungen weitere Erkenntnisse geliefert haben (zu nennen sind hier u. a. Forschungen von H.-J. Weißhaar u. J.-H. Schotten über die Amöneburg und den Siedlungsfund Holzheim in: „Studien zu Siedlungsfragen der Latènezeit.“ Veröff. Vorgesch. Seminar Marburg 3 [1984] 65 ff.; 117 ff. oder Schottens Bügeljochfibel-Arbeit im Arch. Korrbibl. 18, 1988, 47 ff.). Die Beurteilung von Wegners Leistung kann sich also nur an der Richtmarke 1977 messen lassen. Hier hat er zweifellos alles zum Christenberg-Material Relevante ausführlich und umfassend referiert, durch Wiederholungen teilweise gar überbetont oder unnötig erweitert. Dazu zwei Beispiele: Allein dreimal (S. VIII; 45 Anm. 116; 58 Anm. 227) wird betont, daß die Vorlage der Befunde des Christenbergs einer gesonderten Publikation durch R. Gensen vorbehalten bleibt, und zweimal wird in fast gleichem Wortlaut die Glättverzierung abgehandelt (S. 42; 63 Anm. 305). Rez. gesteht in diesem Zusammenhang, daß ihm das Lesen mancher Passagen Mühe gemacht und daß er manches andere nur mit Mühe oder nicht recht verstanden hat. Schließlich sei hier angefügt, daß die Trennung in einen Fundkatalog und in eine Fundstellenübersicht nicht recht einsehbar ist, da diese die im Katalog schon gegebenen Inventarnummern und Tafelverweise wiederholt. Hier hätte Verf. viel Arbeit zugunsten der Tatsache sparen können, indem er zusammengehörige Komplexe auf den Taf. 1 ff. in den Unterschriften kenntlich gemacht hätte, statt nur Inv.-Nrn. anzugeben. Nicht verständlich ist in der Übersicht auch, warum hier Funde der Lützelburg S. 176; 194 f. mit Taf. 69 bis 70 eingeschoben sind (sie wird nur S. 59; 73 erwähnt!), was auch für die Hügelgrabungen Klutzkopf (mit Taf. 101) und Lichte Heide gilt (S. 202; was bedeutet hier der Hinweis auf einen „Detailplan“?). Grundsätzlich hätte hier zum geographischen Lageplan (Abb. 1) und dem Plan des Christenberges samt Grabungsschnitten (Abb. 43) ein Meßtischblattplan zugehört, der diese weiteren Grabungsplätze, vielleicht zusammen mit den „offenen Siedlungen“ (S. 81), der Umgebung gezeigt hätte.